[s.n.]

Autor(en): **Schlüter, Willy**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **13 (1930)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-407891

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BERN, 15. Juni 1930. DER Nr. 11 - 13. Jahrgang

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Wiedingstraße 40, Zürich 3 Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Der schlichte Alltag ist der heiligste All-Tempel; heiliger als Programme, Dogmen, Bücher.

(Willy Schlüter: «Führung».)

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Inserate 1-3 mal: 1/32 4.50, 1/16 8-, 1/8 14.-, 1/4 26.-. Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt

Wie erkläre ich es?

(Ein Feriengespräch.)

Von E. Brauchlin.

(Fortsetzung.)

«Ich muss zugeben,» sagte hier mein Begleiter, «dass ich mehr gefühlsmässig, aus dem Stegreif, gesprochen habe, als nach reiflicher Ueberlegung. Ich sehe nun ein: Die Vorgänge in der Natur dürfen nicht nach den Grundsätzen der menschlichen Moral beurteilt werden; die sittliche Weltordnung kann sich demnach nur auf die Menschheit beziehen.»

Ich: «Ich bedaure, eine sittliche Weltordnung auch in dieser gewaltigen Einschränkung nicht erkennen zu können.»

Die Frau: «Wie? dann hätten wir doch das Chaos!»

Ich: «Haben wir auch.»

Der Mann: «Nein, nein, das ist nicht richtig! Ein ordnendes Prinzip lässt sich ganz bestimmt erkennen.»

Ich: «Nach meiner Auffassung befindet sich eine mit Vernunft begabte Menschheit, in der noch der brutale Kampf ums Dasein als ordnendes Prinzip waltet, wirklich in einem sittlich-chaotischen Zustande.»

Der Mann: «Aber, mein lieber Freund, der Kampf ums Dasein ist nun einmal Naturgesetz, jeder will sich selbst erhalten. Darüber werden wir nie hinauskommen, *weil* es Naturgesetz ist.»

Ich: «Damit verurteilen Sie die gerühmte Krone der Schöpfung zu ewiger Tierheit.»

Er: «Nein. Denn die Formen dieses Kampfes haben sich sehr stark gemildert; es geht nicht mehr Mann gegen Mann oder Sippe gegen Sippe; auch ist es eigentlich nicht mehr wirklich ein Kampf ums Dasein, sondern um bessere Daseins-Bedingungen, um einen Platz an der Sonne.»

«Ist das wirklich Ihre Meinung?» fragte ich etwas verblüfft. Denn obwohl ich wusste, dass sich diese Ansicht ganz allgemein bei den Gebildeten und Ungebildeten findet, die aus den bestehenden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen Vorteile ziehen, hatte ich sie bei meinem Begleiter doch nicht vorausgesetzt.

«Gewiss! Oder haben Sie etwa Lust, angesichts der augenfälligen Tatsachen das Gegenteil behaupten zu wollen?» erwiderte er siegesgewiss im Gefühl der Unangreifbarkeit.

Ich: «Ja, das gerade Gegenteil behaupte ich. Ich behaupte sogar, dass der Kampf ums Dasein noch nie mit der ausgesuchten Brutalität und Rücksichtslosigkeit geführt worden ist und noch nie so viele daseinsberechtigte Menschenleben vernichtet hat wie eben gegenwärtig.»

«Da müsste ich ja mit völliger Blindheit geschlagen sein, wenn ich das nicht sähe!» hielt er mir ziemlich unwillig entgegen. Und die Frau meinte, so ein Schwarzseher wie ich dürfe man doch nicht sein.

«Nicht um Blindheit handelt es sich,» erwiderte ich, «sondern wieder um den falschen Standpunkt, wie bei der Beurteilung der christlichen Religion. Sie sind durch Ihre Geburt in eine bestimmte Gesellschaftsschicht hineingestellt worden; Sie haben von Kindheit an im Ideenkreis dieser Gesellschaftsschicht gelebt und sind vermutlich Nutzniesser der Vorteile, die für die Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht aus den von ihr geschaffenen Verhältnissen erwachsen. Dass diese Gesellschaftsschicht die Verhältnisse, in denen sie sich wohlbefindet, zu erhalten trachtet, ist begreiflich; ihre Philosophie besteht in der Rechtfertigung dieser Verhältnisse, und jeder Einzelne steckt in seiner Klassenphilosophie wie in einem farbigen Dunst. Durch diesen sieht er die Welt und meint in guten Treuen, sie sei so beschaffen, dass jeder ganz wohl damit zufrieden sein könnte; und wenn er immerhin ein Auge dafür hat, dass andere in viel schlechtern Verhältnissen leben als er und die Angehörigen seiner Gesellschaftsklasse, so beruhigt er sich mit der Einrede, diese Menschen hätten geringere Bedürfnisse, sie besässen gewissermassen ein besonderes «Organ» zur Ertragung von Armut und harter Arbeit, zur Verzichtleistung auf die Lebensgüter, und da schliesslich — nach seiner Meinung — doch Gott jedem das Seine zugeteilt hat, jeden an den Platz gestellt hat, wo er hingehört (in welcher Meinung er von der Kirche lebhaft unterstützt wird), so findet er, die Welt sei ganz vorzüglich eingerichtet und nennt diese von Gott eingesetzte «Ordnung» sittlich. Die kirchlichen und staatlichen Wohltätigkeits- und Fürsorgeeinrichtungen tragen noch wesentlich dazu bei, den Blick der Zufriedenseinkönnenden für die Wenigerglücklichen zu verfälschen; sie zahlen jährlich ein oder einige Fränklein «Für das Alter» oder «Pro Juventute», sie sind im freiwilligen Armenverein und machen jährlich mindestens einen Wohltätigkeitsball mit. Sie sind sehr zufrieden mit sich, sie halten sich für sehr gute Menschen; sie bedauern aufrichtig, dass es arme Leute gibt. Aber da dies nun einmal nicht anders sein kann — wie sie meinen —, halten sie es für eine treffliche Einrichtung, dass andere, darunter sie, in der Lage sind, für die armen Leute «etwas zu tun».

Sie sehen nicht ein, dass all diese unzureichenden Fürsorgeeinrichtungen Anklagen sind gegen die Gesellschaftsordnung, in der ein Teil der menschlichen Gesellschaft vom Almosen des andern Teils abhängig ist. — Wer die Verhältnisse erkennen will, wie sie sind, der muss sich herausarbeiten aus diesem Dunstkreis der Gesellschaft, der Gottheit, der geistigen und moralischen Trägheit und sich die Welt von aussen ansehen. Da werden sich vor ihm ganz andere Bilder entrollen.»

Da mich beide sehr erwartungsvoll ansahen, fuhr ich fort: «Sie werden von diesem dunstlosen Standpunkt aus nicht dran vorbei sehen können, dass der grössere Teil der sogenannten Kulturmenschheit das Dasein unter unausgesetzter harter, zermürbender Arbeit fristet. Ihr Leben ist ein unausgesetzter Kampf gegen das Verhungern. Der ihnen für den Einsatz und die Ausschöpfung der ganzen Kraft gebotene Gegenwert reicht aber nicht einmal hin, um am Verhungern vorbeizukommen.»

«Behaupten Sie da nicht erklecklich zu viel?» unterbrach mich der Mann.